

SANDRA HÖRGER

DIE
SUBLEVEL
TRILOGIE

Alle
3 Bände
in einer
E-BOX!

im
pres
s

und müssten uns hier nicht zusammendrängen wie Bakterien auf einer infizierten Wunde. Mit dem nötigen Geld könnten wir ein zweites Zimmer bekommen. Zur Miete. Auf einer Raumstation gibt es keinen Grundbesitz. Nun, zumindest nicht für uns, die wir auf den unteren Ebenen hausen. Wer weiß schon, wie es unter der Kuppel aussieht, im Domizil der Reichen?

Angeblich existieren dort oben sogar ein kleiner Wald und ein Trinkwassersee. Denkbar wäre es. Die Leute im Mittellevel züchten Nutzpflanzen und -tiere. Wer sagt denn, dass die Reichen sich nicht zum Vergnügen ein wenig Natur gönnen? Sie schwelgen gerne in Erinnerungen an die gute alte Erde, die sie mit ihren Machtkämpfen vernichtet haben.

Ich starre auf das handzettelgroße Bildnis des Präsidenten Lucius, das über meiner Matratze an der Wand klebt. Ich habe es von einer Bürgerversammlung mitgebracht. Auf dem Digitalstreifen im unteren Drittel kann man Bemerkungen und Beschwerden abspeichern, die dann in der Zentralbehörde ausgewertet werden. Nicht, dass ich politisch besonders interessiert wäre. In Wahrheit blicke ich auf den Jungen, auf dessen Schulter die kräftige, von Siegel- und Amtsringen schwere Hand des Vaters ruht.

Corvin Corvus.

Wir sind uns nie begegnet. Werden wir auch nie. Aber etwas in seinen titangrauen Augen zieht mich unweigerlich an. Ich habe das Gefühl, auf die Außenhülle eines Weltraumgleiters zu blicken, in dessen Innerem sich ein ganz besonderer Mensch verbirgt – ein Mann, der es gewohnt ist, Entscheidungen zu treffen und die Verantwortung dafür zu tragen. *Der jüngste Kommandant in der Geschichte SPHAERAS.* Manchmal träume ich davon, dass er mich auf seinen Radar bekommt. Dass er mich zu sich ins Cockpit beamt und, ohne zu fragen, einfach beschleunigt. Mit Maximalgeschwindigkeit ins Ungewisse. In die Freiheit.

Dann blinzele ich und sehe die Dinge wieder, wie sie sind. Mein Traumbild ist nichts weiter als ein Propagandazettel, wie er vor jeder Wahl zu Tausenden unter die Bevölkerung gestreut wird. Ich bin eine unter Tausenden. Gesichtlos reihe ich mich in die Masse ein – eine kleine, graue Noppe im kilometerlangen Bodenbelag unter Corvins Stiefeln.

DIE ANKÜNDIGUNG



N-1:27. Nur noch knapp eineinhalb Stunden bis zur Nachtabschaltung. Wir sind spät dran mit dem Essen. Ich würde unser Festmahl ohnehin nicht genießen, aber all die anderen in meiner Familie ... Wann finden sie in ihren Schüsseln denn schon INE, identifizierbare Nahrungseinheiten?

Normalerweise schlingen wir nur den traditionellen Sublevel-Eintopf hinab, einen bräunlichen Brei aus Speiseresten. Heute nicht. Bei unserem diesjährigen Abschiedsessen sind sogar die Originallebensmittel zu erkennen. Ein paar von den Reichen haben gestern wohl ausgiebig gefeiert. Wenn nach einer ihrer Partys das abgeräumte Buffet in die Abfallverwertung wandert, dann gibt es auch hier unten Delikatessen zu kaufen.

Wir im Sublevel verwerten alles. Davon leben wir. Meine Leute schufteten in der Mülltrennung, in den Recyclingfabriken oder den Fertigungshallen. Sie rackern sich ab, bis sie tot umfallen.

Appetitlos stochere ich in meiner Schüssel herum, zerhacke und zermansche das große Kartoffelstück, das auf dem Weg zu uns wie durch ein Wunder heil geblieben ist.

Ich glaube nicht an Wunder. Nicht mehr.

Meine kleine Cousine will wissen, was sie sich auf den Löffel lädt. Ihre Augen glänzen – groß, rund und dunkel wie die Fettaguen in der Bratensoße.

»Wots sät?«, fragt sie neugierig.

Ich kenne die Lebensmittel. Ich weiß, wie sie aussehen, bevor sie durch den Müllschacht in die Tiefe fallen. Ich deute auf die dicken, orangeroten Scheiben und die Fleischstücke und gebe den Dingen die passenden Namen. Meine Mutter hat es irgendwie geschafft, Karottengemüse und Schweinenacken zu ergattern.

Von morgen an wird Shine sich immer satt essen können, drei Mahlzeiten täglich in der Mensa des Schulinternats, wo Karotten stets orange sind und Salat gleichbleibend knackig und grün.

Shine strahlt. Sie weiß es nicht besser. Sie weiß noch nicht, wie es sich anfühlt, für das Leben und Überleben jedes Einzelnen in der Familie verantwortlich zu sein. Die Last legt sich auf meine Brust wie ein dämonischer Inkubus. Unsichtbare Klauen umfassen meine Kehle ... und drücken zu.

Zum zweiten Mal an diesem Abend bekomme ich keine Luft. Es ist nicht genug Raum, um zu atmen – nicht genug Fassungsvermögen in meinen Lungen und nicht genug Platz um mich herum. *Zu viele Leute. Zu dicht. Zu nah ... Leute, die mich anstarren, deren Blicke und Erwartungen mich unter Druck setzen.*

Alarmiert fasst meine Mutter mich am Arm.

»Rise?«, sorgt sie sich.

Atemwegserkrankungen sind hier unten weit verbreitet. Krank sein ist schlecht. Wer krank ist, bringt keine Leistung. Ich beruhige sie mit einem fahrigen Wink meiner Hand. Ich bin nicht krank. Zumindest nicht körperlich.

»Sori«, wüрге ich hervor.

Ich muss hier raus! Sofort! Ich muss ein paar Minuten – ein paar Atemzüge lang – für mich sein.

Alleinsein ist Luxus. Unsere Wohnung besitzt nur zwei Türen. Die eine führt hinaus auf den dritten Ringkorridor. Jetzt, unmittelbar vor der Nachtabstaltung, drängen sich dort schwatzende Nachbarn und salbadernde Gassenhändler, wandernde Gerüchteerzähler, Botengänger und Gesindel.

Ich nehme die andere Tür.

Das schmale Schiebeelement fährt beiseite und öffnet den Zugang zu unserer Sanitärzelle. Alles dreht sich um mich: der Wascheimer, der Badebottich, das Abort-Loch auf dem Boden. Um nicht zu fallen, lehne ich mich gegen die kühle Aluminiumvertäfelung der Wand und rutsche daran entlang nach unten, bis ich festen Grund unter mir spüre.

Ein säuerlich-fauler Kloakengestank steigt mir in die Nase. Ich hocke direkt neben der Öffnung des Fallrohrs, in das wir täglich unseren Beitrag zur Befeuerung der ENERCON – der Energieerhaltungsanlage – leisten. Aus unseren Fäkalien lässt sich kein Dung für die Treibhäuser gewinnen. In dem, was unsere Körper noch hergeben, sind keine Nährstoffe mehr enthalten.

Als die Raumstation erbaut wurde, haben die Konstrukteure das Bad und unsere

Wohnung für maximal zwei Personen geplant. Jetzt hausen wir hier zu siebt: meine Eltern, meine beiden jüngeren Geschwister Light und Life, meine ältere Schwester Star mit ihrem Mann und zeitweise ich. Wir wären noch mehr, wenn die letzte Epidemie vor zwölf Jahren nicht meine Großeltern, meine damals zweijährige Schwester und meinen neugeborenen Bruder dahingerafft hätte.

Halb gefüllt mit Wasser steht der Plastikbottich, den wir als Badewanne nutzen, in der Ecke. Auf seinem Grund sammeln sich graubraune Schlieren – der Staub und Schmutz all der Körper, die sich darin gewaschen haben. Wasser, um sich zu säubern, gibt es nur einmal pro Woche. Eine Wanne voll. Wenn ich in den Ferien zu Hause bin, habe ich das Recht, mich als Erste zu baden. Wie immer habe ich mit der Seife nicht gespart. Ich gehe in den Oberlevel. Die Nasen der Leute dort sind die hiesigen Zustände nicht gewohnt.

Das Türelement schiebt sich beiseite. Eine Wolke von Schweiß und männlichen Brunftpheromonen dringt herein, drängt den Exkrementengestank in das Fallrohr zurück. Die Tür schließt sich wieder – schließt mich ein. Ich mache die Augen zu und versuche durch den Mund zu atmen, um den Gestank nicht so intensiv wahrzunehmen. *Fischige Körperausdünstungen und ungewaschene Haare.* Ein Schatten senkt sich auf mich.

Stammt das Ächzen von der Aluminiumverkleidung der Wand oder von Agri, meinem zukünftigen Mann, der sich neben mir zu Boden sacken lässt? Mein Herzschlag beschleunigt sich.

Nicht vor Freude.

Vor Abscheu.

»Okei?«, erkundigt sich mein Verlobter.

Will er wissen, ob es mir gut geht oder ob ich bereit bin, das Standardprogramm durchzuziehen?

Ich sage nichts, zucke nur mit den Schultern. Ein Fehler. Die ruckartige Bewegung rückt die Vorzüge meines weiblichen Oberkörpers in sein Bewusstsein. Agri grunzt.

»Rise? Okei?«

Dieses Mal meint er definitiv das Standardprogramm. Ich schlucke all die Widerworte, die mir auf der Zunge liegen, hinab. Seine schwielige Hand fährt unter mein Shirt. Er greift meine Brüste und bearbeitet sie, als wären sie aus Gummi. Ich halte still. Es wird erwartet. Das ist der Deal.

Am Ende dieses Schuljahres, gleich nach meinem Abschluss, werde ich Agri heiraten

und ihn dann in ein paar Semestern, wenn ich mit dem Studium fertig bin, in den Oberlevel nachholen. Dort werde ich ihm einen Job verschaffen, der es ihm ermöglicht, seine Eltern und Verwandten finanziell zu unterstützen. Nur aus diesem Grund hat seine Sippe uns die ganzen Jahre hindurch geholfen, das Geld für meine Ausbildung zusammenzukratzen. Sowohl sie als auch wir sind zu wenige, um jeder für sich einen Hoffnungsträger loszuschicken. Wenn man nur geringe Beträge zurücklegen kann, muss man zahlreich sein. Darum haben wir uns zusammengetan. Viele kleine Summen ergeben eine große. Wie heißt es so schön? Kleinvieh macht auch ...

Mist!

»Agri, deindscha!«

Er hört sofort auf, zwischen meinen Schenkeln herumzufingern. Vor drei Jahren, als diese Übergriffe anfangen, habe ich ihm eingeredet, dass solche Berührungen gefährlich seien. Ich habe ihm erklärt, dass er beim Pinkeln seinen Penis hält und etwas von dem, was ihn als Mann ausmacht, mich schwängern könnte, wenn er mit seinen Fingern an meine empfindsame Stelle kommt. Er glaubt mir. Ich bin die, die zur Schule geht. Ich weiß alles. Ich kann alles im Leben erreichen. Und genau deswegen darf ich auf gar keinen Fall schwanger werden. Niemals. Weder jetzt in der Ausbildung noch später in der Arbeitswelt. Ein Kind beeinträchtigt meine Effektivität und verringert damit meinen Wert als Hoffnungsträgerin.

Für den Erzeuger des Problems hieße die Strafe sofortige Kastration. Ohne Narkose und ohne Arzt. Ärzte und Pharmazeutika sind kostspielig. Das ist auch der Grund – einer der Gründe –, warum ich nicht schon längst sterilisiert wurde. Studierte Mediziner lassen sich derartige OPs teuer bezahlen und bei den Heilern des Sublevels verbluten immer wieder Mädchen oder sterben danach an Infektionen.

Meine Familie hat daher entschieden, mir zu vertrauen. Nicht, dass ich je in Versuchung geraten wäre.

»Agri!«, warne ich noch einmal.

Jemand klopft gegen die Tür der Sanitärzelle.

»Rise! Wi gou!« Die Stimme meines Vaters klingt dumpf. Es ist Zeit zu gehen. Dieses Mal gehorcht Agri augenblicklich. Er streckt mir die Hand hin, um mir aufzuhelfen – und lässt mich danach nicht mehr los. Ich wehre mich nicht. *Wieso auch? Was würde es nützen?*

Hand in Hand treten wir hinaus.